



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 14, 6. 06

Peter Rosei
Schriftsteller mitten
in der Gesellschaft

Im Lauf von 34 Jahren hat der im Juni 1946 geborene Schriftsteller Peter Rosei rund 50 Bücher – Romane, Erzählungen, Aufzeichnungen, Reiseberichte, Gedichte – veröffentlicht und an die zwanzig Theaterstücke und Hörspiele geschrieben. Damit zählt er zu den produktivsten, vielseitigsten und konsequentesten Schriftstellern der österreichischen Gegenwartsliteratur. Wenn Rosei nicht zu den Hätschelkindern der Medien und der plakativen Kulturbetriebsamkeit zählt, so liegt dies in erster Linie an der Klarsicht und Illusionslosigkeit, mit der er das Handwerk des Künstlers betreibt.

Nicht die hochmögende, großsprecherische Geste des Genies, das über allen Verhältnissen erhaben sich den eigenen höheren Zwecken verpflichtet wähnt, charakterisiert sein forschendes Künstlertum, sondern eine ernsthafte und geduldige gedankliche Durchdringung von Gegebenheiten und Verhältnissen. Auch wenn sich der kreative Mensch in einen Abstand zu diesen Gegebenheiten versetzen muß, um zu seinen Erkenntnissen gelangen zu können, bedeutet dies immer noch nicht, damit eine Position der Überlegenheit gewonnen zu haben. Denn die Künste sind und bleiben im Verständnis Roseis stets zugleich ein Teil der gesellschaftlichen Gesamtheit. Daß den Künsten vor den Wissenschaften die Fähigkeit der Grenzüberschreitung und der Integrationskraft von räumlich, zeitlich und ideologisch weit Auseinanderliegendem zukommt, sichert ihnen ihren besonderen Anspruch von Wahrhaftigkeit.

Daß zu dieser Wahrhaftigkeit das menschliche Glücksstreben zählt, das vielen Künstlern als banale, den Wissenschaftlern als obsoleete Größe gilt, bringt Rosei im Gegensatz zu diesen immer wieder ins Spiel seiner erzählenden, dichterischen, aufklärerischen Weltbeobachtung und zeichnet sein umfassendes Werk in besonderer Weise aus.

Lesung Peter Rosei: 12.6.2006, 19 Uhr, Alte Schmiede



Peter Rosei

Die Flussufer von früher

aus *Die sog. Unsterblichkeit* (Sonderzahl Verlag)

Warum ich dem Aufsatz den Titel DIE FLUSSUFER VON FRÜHER gebe? – Einmal wollten wir schwimmen fahren, und ich hatte auf der Landkarte einen Fluß entdeckt, zu dem wir fahren und wo wir schwimmen wollten. Es war der Pulkau-Fluß, denke ich. Als wir dort anlangten, fuhren wir auf der Straße erst über den Fluß hinweg und weiter. Wir kehrten um: Es war schon unser Fluß. Aber es war kaum Wasser darin, und Stauden, die dick voll weißen Staubs starteten, reckten sich im Sonnenschein über das Bett.

Unser Stützpunkt war damals ein Bauernhaus in Haslach. Hört man das Wort Bauernhaus, stellt man sich allerdings in unsrem Fall zu viel vor. Es war nur ein einzeliges Haus ohne Stockwerk, das im Innern aus fünf, sechs Kammern bestand, die feucht waren. Unter Dach war noch eine Kammer, zu der man auf einer Leiter hinaufsteigen konnte. Das war meine Kammer. Sommers war es wegen der Hitze, winters wegen der Kälte darin kaum auszuhalten. Ich schrieb dort einiges. Unten im Haus saß mein Bruder und zeichnete. Wir lebten wie die Verrückten. Wir waren unendlich reich und lachten nur, wenn es Abend wurde.

Haslach, unweit von Nappersdorf gelegen – wir gingen jeden Tag die Stunde hinüber, um einzukaufen –, war und ist wohl noch ein Ort mit etwa dreißig Häusern, die an einer breiten Straße entlangstehen. Die Straße ist eigentlich zu breit für die Häuser, sie müßten höher sein, um vor der Breite der Straße nicht zu verschwinden. Sie verschwinden tatsächlich, rechter Hand in eine Hügellehne, linker Hand in die flachen Felder hinein. Dort draußen steht eine einzelne Pappel, in der sich gegen Ende September die Schwalben vor ihrer Reise versammeln (das ist gewiß noch immer so).

Wer das Handeln erst, das Sprechen dann aufgibt, lebt nur mehr auf seinem Territorium. Es besteht aus dem Wahrnehmen und aus dem Erinnern. Gibt er auch diese Gebiete noch preis, zerlöst er sich. Von einem solchen sagt man, der ist krank. Aber die Krankheit datiert von früher.

Das ICH? Das gibt es nicht.

Ich erkenne mich doch nur in meinen Handlungen, Wahrnehmungen, Erinnerungen. In der Art, in der ich sie unternehme, mache, heraufhole. In der Weise, wie ich sie zueinander stelle.

Tue ich nichts, schließe ich die Augen und verschränke die Hände vor der Brust, bleibt mir das Erinnern, das Lager der Wahrnehmungen von früher. Doch auch diese Vorräte sind einmal verzehrt. Dann höre ich auf, und es gibt mich nicht mehr.

Wir müssen uns damit abfinden,
daß alles an uns zerstörbar ist.

Wären hinter den Häusern Bäume, alte, breitästige Bäume mit grünen Walfischhäuptern, wie ich sie sehen möchte, wäre die Dorfstraße von Haslach begrenzt. Es sind aber keine Bäume dieser Art da; nur Obstbäumchen und, hier und dort, ein Nußbaum. So ist das Erinnerungsbild der Ortschaft das einer breiten, sanft gegen die Bildränder hin ansteigenden Straßenfläche, die ins Offene, haltlos Tiefe ausgeht; nur

die Peitschenlampen der Ortsbeleuchtung ragen hinein. Das Offene, haltlos Tiefe ist in Hauptsache der Himmel, der mittags schmerzhaft hell, abends muschelfarben, besänftigt ist. Schwimmende, beinahe stillstehende Wolken sind darin.

An den Bildrändern ist Unruhe, ein dumpfer, unklarer Aufstand aus Fensterflügeln, Türen und Menschenköpfen; das ist das Dorf.

Jetzt möchte ich die Lage des Dorfes im großen geben: Läge Haslach im Gebirge, würde es gewiß den Namenszusatz: IM WINKL tragen. Das meint: Es liegt am Ende einer Welt. Sehen sich aber Gebirgsdörfer ringsum von unwegsamem Bergstöcken umstellt, so hindert bei Haslach bloß ein Hügelmassiv aus Schotter und Lehm weiteres Fortkommen. Freilich: Die Hügel steigen am Rand einer kaum gegliederten Ebene auf, und der Reisende mag sie, durch ungehindertes Ausschreiten und Schauen verwöhnt, schon für ein großes Hindernis nehmen. Da ist Schluß, mag er denken. Akazienwäldchen und Weinkulturen bedecken die Hügel.

Haslach liegt am Rand des Hollabrunner Beckens. Von Westen her führt eine gerade Straße auf das Dorf zu; sie wird von Birnbäumen begleitet. Rechts und links der Straße sind großflächige Felder, auf denen Mais, Kartoffeln und Rüben angebaut werden. Graugrün und blitzend sehen die Maisfelder nach einem Regen aus. Aber für gewöhnlich stehen sie nur still, wie Mauern und Mauern, an die kein Wind rührt. Im Herbst werden die Felder abgebrannt. Dann sieht man, wie offen und ungeschützt das Land ist. Es ist kaum etwas Aufrechtes darin, außer den paar Bäumen und einem selbst. Die Herbstfeuer brennen auch nachts. Es sind kleine, vom Verlöschen bedrohte Laternen im Feld.

Die Ortschaft ist am Fuß des Hügelwalles in einer Einsenkung angelegt, die früher wohl sumpfig war. Wo die Straße von Westen und die Dorfstraße aufeinandertreffen, steht die Kirche, ein schmuckloser Bau, in dessen Mauern das Grundwasser bis in die Höhe des Turmansatzes aufgestiegen ist. Der Turm ist ein wenig geneigt. Nur am Sonntag wird die Glocke geläutet. Messe findet keine statt.

Bei solchen Beschreibungen verspürt man den Wunsch, alles auf einmal zu sagen. Man spürt die Kluft, die die Gleichzeitigkeit des Wahrnehmens vom Nacheinander der Aufzeichnung trennt.

Im gelebten Moment ist die Welt um uns unverbrauchbar in ihrer Fülle. Beim Erinnern zeigen wir Bruchstücke vor. (Die Beute war gering genug; auch von dem wenigen noch ist manches verschwunden.) Es wäre falsch, den Schmerz, den uns das Vorzeigen bereitet, auf das abfärben zu lassen, was wir vorzeigen. Wir würden unser Leben im nachhinein entwerten. Wir glichen Kindern, die Eingesammeltes zertreten, weil sie es nicht forttragen können.

Wir müssen uns damit abfinden, daß alles an uns zerstörbar ist.

Abends gingen wir öfter auf den Dorfhügel, hielten Ausschau, weniger nach draußen als nach drinnen, und wenn nach draußen, so in dem Sinn, daß unser Drinnen dort war.

Die Ruhe über der Abendlandschaft war vollkommen. Die Sparsamkeit ihrer Formen entzückte uns (Kuppe, Tafel, Schnitt). Das Schauen be rauschte uns. Es war nichts Körperliches, denn wir spürten uns nicht.

Etwa eine Wegstunde westlich von Haslach erhebt sich ein anderer, größerer Hügel, der einsam steht. Er wird THENNBERG genannt und hat die Form einer vierseitigen Pyramide, auf der oben eine dreiseitige Pyramide noch aufgesetzt ist. Offensichtlich ist er von Menschenhand errichtet. In der Hollabrunner Gegend gibt es einige Erdarchitekturen aus der Völkerwanderungszeit.



Von der Plattform der Gipfelpyramide hat man einen Rundblick, der nur eingeschränkt wird durch die begrenzte Sehkraft der Augen. An warmen Tagen steigen Dunstfahnen aus den Mulden, die Lehm- und Schotterformen der Beckenlandschaft gliedern. Buschwerk, Gestrüpp wächst in den Mulden. Sonst sind Felder. Etwas Beharrliches, Bestimmtes ist an den Feldern, die ringsherum sind. Sie sind gleichsam fest an den Boden der Landschaft angeschraubt. Nur an den Rändern, wo die Farben blau und durchsichtig werden, löst sich der Zusammenhalt auf, und die Feldflächen scheinen fortzufliegen über eine Erde, die eine andere Bestimmung, Richtung hat.

Die Farben der Landschaft sind nicht sehr vielfältig, Braun und Gelb in der Hauptsache, mit dem Grün der Pflanzen darin. Das Grün kann sich auch im Sommer nicht durchsetzen. Die trockenen Erdtöne überwiegen. Es ist eine Musik der dunklen und einförmigen Töne, die das Land in einem hervorruft; von großer Schönheit und einem Grundklang, den ich Todgeweihtheit nennen möchte. Darin liegt nicht Verzweiflung, im Gegenteil.

Während diejenigen, die als erstes aufbrachen, schon vergangen sind im undurchdringlich Fernen, machen die letzten sich eben auf den Weg.

Hinter dem Haus, wo wir wohnten, war ein Wäldchen aus Nußbäumen, das ohne Trennlinie in eine Akazienwaldung übergang. Sommers saßen wir im grünen Schatten der Nußbäume und redeten. Ich sehe das Gesicht meines Bruders vor mir, als wär 's mein eigenes. Mit dem Einfallen der Dämmerung begannen die Akazien zu duften. Wir hatten keine Absichten, keinen Plan, das heißt, unser Plan endete dort, wo das Sichtbare, das Absehbare aufhörte. Wir lebten und wollten uns mitteilen, wie das war.

Vielleicht, daß rund um uns ein Plan sich schon abzeichnete, ohne daß wir es merkten. Der Plan muß fast noch weiß gewesen sein, geisterhaft weiß, mit ausgefranzten, ungelungen Linien darin, die später einmal die Hauptstraßen werden sollten.

Das Papier, auf dem der Plan begonnen war, war alt. Unter seiner Weiße schauten Zeichen und Striche der Vorgänger durch. Jetzt gehörte das Papier uns, genauer: Wir hatten es zur Verfügung.

Unser Beginnen war neu. Kann man sagen, daß es auch frisch gewesen ist? Doch. Wir wußten wenig. Wir waren kräftig. Wir waren verrückt damals, auf beglückende Weise.

Ich sehe gerade, daß mein Reden zu selbstgewiß, mein Behaupten zu großsprecherisch ist. Freilich behauptet jeder Satz, jede Geste, gleich, was ihr Inhalt ist.

Auch die Vorstellung vom PLAN ist zu großartig. Erst vom Ende her gesehen, von dort aus betrachtet, wo nichts mehr geändert wird, ist es ein Plan.

Denn unser »PLAN« war gewesen, an der Stelle zu bleiben und alles zu erfahren.

An einem Herbsttag gingen wir auf der Straße, die nach Nordosten führt, aus dem Dorf. Die Schwalben waren längst fort. Ich hatte morgens einen Brief erhalten, in dem mir mitgeteilt wurde, daß eine enge Freundin gestorben war. Mit ihrem Tod hatte ich gerechnet, das heißt damit, daß sie bald sterben würde. Aber damit, daß sie dann für alle Zeit fort sein würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Jetzt, wo wir so gingen, spürte ich gar nichts, weder Trauer noch Kummer noch irgendeinen Schmerz. Ich schaute in die Landschaft hinaus.

Wie gesagt, ist der Hügel, der hinter Haslach aufsteigt, bloß Teil einer Kette, die nach Norden geht. An den Hügel schließt erst ein kleiner

Sattel, über den auch die Straße führt. Dann steigt ein anderer Hügel an, schroffer, eigenmächtiger, fremder, denn seine Hänge sind nicht unter Kultur genommen, wild. Oben schließt er mit einer senkrechten Wand aus großen Steinen ab. Es ist die einzige Felswand der Gegend.

Jener Tag war frisch, daß man beim Einatmen Metall an den Zähnen zu spüren vermeinte; der Himmel weithin klar und hell, kalt, bloß der Erde zu noch wie mit dünnen Goldblättchen belegt. Der Mais war geschnitten, die Kartoffeln geerntet; die Feldlandschaft sah kahl, abgeräumt aus, und das war sie auch. In der kühlen Luft konnte sich kein Dunst aus den Gräben entwickeln; so trat nichts zwischen den Schauenden und die Welt.

Wir spürten, wie weit unsere Augen waren.

An dem Felshügel steht wildes Gras, und an Stellen wächst Wacholdergestrüpp. Mancher Wacholder wächst in schwarzer, grüner Säule auf. Man sieht die Erdbauten der Kaninchen; vor den Höhleneingängen liegt lose, helle Erde. Aber eindrucksvoll war der Hügel an dem Tag durch die Geschlossenheit seiner Gestalt. Als wenn er namlos gewesen wäre. Er wies jede Annäherung ab.

Die Namlosigkeit sprang auf die Umgegend über. Wie ein eisiges Feuer sprang sie vom Nahen zum Fernen, ließ jedes erstarren in seiner Form. Das ging sehr schnell. Wie Güsse, die eben noch lebendig geglüht haben und jetzt kalt und grau und erloschen sind, waren Hügel und Halden um uns.

Nur eine Blindheit, die fast schon unwahrscheinlich ist, hält die Menschen, also auch mich, am Leben. Das ist klar.

Aus Angst stellt sich ein, was genannt wird: Glauben. Glauben kann man nur etwas, das man nicht weiß und wissen kann. Man sieht gleich: Der Bereich des Glaubens ist groß, weit größer als der des Wissens; und es tut dem keinen Abbruch, daß das Tor dorthin Angst heißt.

Mit dem Arm weisen wir in den Glauben, in diesen Landstrich hinaus, sagen, weil wir nichts Treffenderes wissen, nur einfach: Dort!

**Denn unser »PLAN« war gewesen,
an der Stelle zu bleiben
und alles zu erfahren.**

Eine Zeitlang hatten wir die Gewohnheit, jeden Tag eine Wanderung zu machen. Wir hatten gutes Schuhwerk, und die Gegend war weit. Wir sagten uns, daß wir sie erforschen wollten. Eigentlich wünschten wir das Gegenteil: Wir wollten in ihr verlorengelangen.

Geht man von Haslach nach Norden, in Richtung Mailberg, kommt man in eine Landschaft, die mit flachen Höhen und Senken seltsam unentschieden hin und her wogt. Wälder oder sonst hervorspringende Zeichen, wie etwa Kirchtürme oder einzeln stehende Bäume, sind keine darin. So kann das Auge nirgends haltmachen. Tatsächlich gleicht die Landschaft einer ruhe- und richtungslos sich verändernden Meerfläche. Ferne und Nähe mischen sich. Wieder sind die herrschenden Farben Braun und Gelb, mit Rillen von Grün darin. Man möchte sagen: Das Grün zirpt; so jäh und gleich wieder verwischt ist seine Stimme. Der Nordwind, der ungehindert über die Flächen hereinfährt, weht scharf.

Es gibt Erinnerungsbilder, in denen kaum etwas ist; eben daher, aus der Leere, beziehen sie ihre Kraft.

Denke ich an jene Wanderungen nach Norden, ist es oft nur ein wipender Zweig, ein grauer Strauch, eine niedere Halde unter dem Wind,



was mir einfällt. Oder ich sehe einen Weg, dessen Löcher mit Ziegelschutt angefüllt sind; oder eine Holzstange, an der ein Stück Draht hängt; oder ungeschnittenes Gras, das, vergilbt wie es ist, mähenhaft einen Feldsaum deckt.

So könnte ich fortfahren. Meine Aufzählung wäre Litanei. Die Litanei bekommt gerade das nicht zu fassen, was sie inständig zu beschwören sucht.

Im Wald sangen gegen Abend die Vögel. Ihre Stimmen waren dunkel. Nie habe ich einen dieser Vögel gesehen. (Wir kümmerten uns nicht darum.) Wir gingen durch die Dorfstraße ins Wirtshaus hinunter, wo die Wirtin für uns kochte. An sich gab es kein Essen in der Wirtschaft; wir durften mit der Familie mitessen. Sie aßen in der Wohnung, wir in der Wirtsstube. Der Mann war Lastwagenfahrer, ein starker, gutmütiger Mensch.

Man kann nicht aufhören zu erinnern. Jedes Bild ruft ein anderes hervor. Ist einmal Finsternis, beginnt sie gleich an den Rändern zu glosen.

In dem Buch *Wunschloses Unglück*, einem Erinnerungsbuch, schreibt Peter Handke zum Schluß: »Später werde ich über das alles Genaueres schreiben.« – Er hat es bislang nicht getan, jedenfalls nicht öffentlich. Schön ist der Gedanke doch. (Selbstbetrug)



Peter Rosei

Die Dressur des Marktes oder New Labour is no Labour?

aus *Die sog. Unsterblichkeit* (Sonderzahl Verlag)

W

enn ich unsere (oder auch die Politiker anderer Länder) über die von Ihnen geplanten oder doch zu bewirkenden Programme gegen Arbeitslosigkeit reden höre, dann erfaßt mich jedesmal ein Schwindel. Ich habe den Eindruck, Leuten zuzuhören, die entweder gegen besseres Wissen oder aus einer Art Verblendung heraus, Dinge behaupten, die sie überhaupt nicht im Griff haben. Wenn also z. B. Herr Klima wieder einmal die Trendwende am Arbeitsmarkt ankündigt, die er erkämpfen will, so hört sich das in meinen Ohren so an, als würde er etwa verlautbaren, morgen – oder meinetwegen übermorgen – zum Mond fliegen zu wollen: und zwar mit selbstgebastelten Flügeln.

Daß es gerade und insbesondere Sozialdemokraten schwer fällt, in punkto Arbeitslosigkeit klarzusehen, wundert nicht: Früher einmal, es ist noch nicht allzu lange her, war Arbeit der zentrale Begriff in ihrem Konzept vom Menschen. Man könnte sagen: Der Mensch, das war eben: der arbeitende Mensch. Das alte Dogma kollidiert nun frontal mit dem neuerdings erst akquirierten, unterwegs von Pragmatikern schlaue aufgegriffen: Nur eine gesunde Wirtschaft sichert die Arbeitsplätze. (In Österreich ist Herr Vranitzky der Begründer dieser Theorie.) – Was tun, wenn sich zwei Grundwahrheiten nicht und nicht versöhnen lassen wollen? – Ich tu alles mit G'walt, heißt es irgendwo bei Johann Nestroy. (Besonders bitter stößt dabei auf, daß, in Umkehrung des alten Dogmas, den Arbeitslosen jetzt nicht nur die Arbeit, sondern auch – ja, so

fühlt sich das an – die Menschennatur überhaupt abhandeln zu kommen scheint.)

Zu allererst stellt sich beim Vranitzkischen Dogma von der gesunden Wirtschaft, die die Arbeitsplätze sichert, die Frage, was denn das ist: eine gesunde Wirtschaft? Im Hintergrund, so vermute ich, war die Rechnung wohl etwa die: Wenn die oben, diejenigen, die schon im Fett sitzen, gut verdienen, dann verdienen die anderen, die 's noch nicht so weit gebracht haben, auch: Das is' a g'sunde Wirtschaft. – Aber diese Rechnung ist falsch.

Es gibt keine gesunde Wirtschaft, was immer das sein soll, sondern nur eine funktionierende Wirtschaft. Marktwirtschaft, letztendlich ein darwinistisches Konzept, muß, wenn sie nur richtig funktioniert, zwangsläufig die schwächeren, untüchtigeren Elemente und Konzepte aus dem Wirtschaftsprozess eliminieren. Was schwächer und untüchtiger ist, entscheidet sich dabei keineswegs nach »objektiven« Kriterien, sondern im Großen und Ganzen situativ, das heißt, eine Eigenschaft, die in Situation A von Vorteil ist, kann in Situation B zum Nachteil werden. (Freilich gibt es Eigenschaften, die, empirisch gesprochen, sich kaum jemals nachteilig auswirken.)

Kapitalismus heißt der Versuch, den gesellschaftlichen Prozeß, der – eindimensional – als ökonomischer Prozeß definiert wird, dem Naturprozeß nachzubilden, könnte man sagen. (Ideengeschichtlich wenig erstaunlich, daß Charles Darwins Wirken zeitlich in etwa mit dem Manchester-Liberalismus zusammenfällt, könnte man doch die Lehren des letzteren als einen Anwendungsfall der Lehren des ersteren definieren. Das geistige Quellgebiet dieser Ideen ist dasselbe: das wißbegierige, ungehemmte und abenteuerlustige Herumschauen und Probieren in einer als – erkenntnistheoretisch – problemlos aufgefaßt



ten und schier grenzenlosen »Welt«. Vielleicht liegt eine der großen Stärken des Kapitalismus, oder der Marktwirtschaft, wenn man so will, in der simplen und ganz auf common sense abgestellten Fassung seiner/Ihrer Ideen: Alles erscheint geradlinig, vernünftig und allein vom gesunden Hausverstand bestimmt.)

Wissenschaftlicher Sozialismus ist passé. Wer eine Gesellschaft ohne Arbeitslosigkeit will oder von einer solchen Gesellschaft träumt, der geht grundsätzlich von anderen Prinzipien aus (die Verbindung von der Klassischen Nationalökonomie über Marx ist abgerissen): Nicht aus der Erfahrung speist sich das Prinzip Hoffnung, sondern aus ihrem Gegenteil, der hochherzigen, religiös oder brüderlich beflügelten Utopie.

Ich will damit sagen, daß die Ideen, die den funktionierenden Markt leiten, mit denen, die Arbeitslosigkeit vermeiden oder verhindern wollen, von ihrer Wurzel her nicht kompatibel sind. Das eine hat mit dem anderen, vom ideellen Ursprung her, nicht das geringste zu tun.

So eng Arbeit und also Arbeitslosigkeit mit Begriffen wie Markt oder Marktwirtschaft verbunden erscheinen: Tatsächlich kommt einer, der arbeitslos geworden ist, im Konzept Markt einfach nicht mehr vor. Der Arbeitslose bewegt sich in einem Feld, das den Markt nichts angeht – oder doch höchstens in dem Sinn, daß, wer keine Arbeit, in der Regel auch kein Geld hat, der Markt eine Kundschaft verliert.

Nur in ihrer Rolle als potentielle Kundschaft interessieren die Menschen den Markt. – Da liegt für gewöhnlich der Punkt, an dem die Überlegungen der Politiker ansetzen: Wir befinden uns am Ausgangspunkt des sogenannten Dritten Weges. Da ertönt auch gern der Ruf nach mehr Staat, der die – an sich »gute« und bejahende – Marktwirtschaft nur in die richtigen Bahnen lenken soll: Der Politiker als Dompteur oder Do-it-yourself-Ökonom: Die Überlegung ist schlicht: Wer arbeitet, schafft Werte und kann, mit dem aus der Arbeit erlösten Lohn, diese oder andere Werte wieder konsumieren – ein Kreislauf, den man, wenn er stockt, nur wieder in Schwung bringen muß.

Ich wünsche den Maßnahmen, die die sozialdemokratischen oder andere Regierungen gegen die Arbeitslosigkeit ergreifen, bestimmt jeden Erfolg: schon der Arbeitslosen wegen. Die einzusetzenden Budgetmittel sind aber im Vergleich zu den Summen, die im wirtschaftlichen Gesamtprozeß bewegt werden, minimal. Dazu kommt die schwer durchschaubare Interferenz der sich global organisierenden Märkte. Regierungen einzelner Länder können da schwerlich etwas ausrichten, und übernationalen Anstrengungen stehen zahllose Hindernisse entgegen, etwa die divergierenden Steuersysteme, um nur eins zu nennen. – Schulungen hin oder her: Das »Menschenmaterial« (so erscheinen die Menschen in diversen Konzepten) ist nicht unbeschränkt optimierbar. (Wohin mit den Idioten? titelte eine renommierte Wirtschafts-gazette – vorausschauend – schon vor Jahren) Mittel, soweit sie für arbeitspolitische Maßnahmen eingesetzt werden, betreffen, und interessieren daher, den Markt nur sekundär.

Ab einer gewissen Höhe des finanziellen Einsatzes für arbeitsbeschaffende Maßnahmen durch den Staat, muß die Wirtschaft sogar zwangsläufig, nach den Ideen, aus denen heraus sie funktioniert, Widerspruch anmelden: Wo der Nutzen, den die neue oder wiederbelebte Kundschaft, eben der vom Staat in Arbeit gestellte Arbeitslose, bringt, geringer ist als der Nutzen, den das Geld, anderweitig und besser eingesetzt, sonst erwirtschaften würde, da schlägt endgültig die Stunde der Wahrheit: zwischen einer »gesund« reagierenden Wirtschaft und

utopischen, weltverbesserischen Vorstellungen, die nur pragmatisch gewordene Sozialdemokraten nicht mehr als solche wahrhaben und deklarieren wollen. (Die Gipfel der Utopie sind besetzt – so schön und so bescheiden hat das Gerhard Schröder unlängst formuliert: Wir selber wollen uns in den Ebenen der Pragmatik bewähren.)

Wer Visionen hat, gehört zum Arzt, hat es einmal geheißt. – Jetzt gehören eher die anderen zum Arzt, könnte man sagen. – Öfter habe ich zuletzt den Eindruck, den Sozialdemokraten (und auch anderen) wäre die Arbeitslosigkeit richtig peinlich: Sie schmälert die Bilanz, trübt die Strahl-Story. New Labour soll nicht No Labour heißen. Die Verachtung von Managern den von ihnen Gemanagten gegenüber schlägt stellenweise durch. Weg mit den Arbeitslosen – um jeden Preis! lautet die, freilich nur atmosphärisch spürbare, unausgesprochene Devise. – Wer Markt sagt, sagt, bis zu einem gewissen Grad, auch Arbeitslosigkeit; soviel ist klar. Vollbeschäftigung ist keins der Ziele des Marktes. Die unsichtbare, alles ordnende Hand, von der Adam Smith spricht, gibt es nicht. Hilfe zur Selbsthilfe greift hier zu kurz. Von staatsinterventionistischen Reformprogrammen möchte ich gar nicht erst zu reden anfangen: Eine Parallelwirtschaft brauchen wir wirklich nicht.

Also – wer jetzt nicht utopisch denkt, der denkt überhaupt nicht.



Tatsächlich kommt einer, der arbeitslos geworden ist, im Konzept Markt einfach nicht mehr vor.

PETER ROSEI, geb. 17.6. 1946 in Wien, Studium der Rechte in Wien (Dr. jur.), 1969-71 Sekretär von Ernst Fuchs, 1971-72 Leitung eines Schulbuchverlages, seit 1972 freier Schriftsteller. Von 1975 bis 1981 in Salzburg, seit 1981 lebt Peter Rosei wieder in Wien. Zahlreiche Reisen, Lehrtätigkeit an Universitäten in den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan. Publikationen: *Landstriche. Erzählungen.* (Residenz 1972); *Bei schwebendem Verfahren. Roman.* (Residenz 1973; Neuausgabe: Klett-Cotta 1993); *Wege. Erzählungen.* (Residenz 1974); *Entwurf für eine Welt ohne Menschen. Entwurf zu einer Reise ohne Ziel. Prosa.* (Residenz 1975); Neuausgaben: Klett-Cotta 1989; 1999); *Klotz spricht mit seinem Anwalt.* Vier Hörspiele, ein Fernsehspiel. (Lentz 1975); *Der Fluß der Gedanken durch den Kopf. Logbücher.* (Residenz 1976); *Wer war Edgar Allan? Roman* (Residenz 1977); *Nennt mich Tommy* (Bertelsmann 1978); *Von Hier nach Dort. Roman.* (Residenz 1978); *Alben* (Renner 1979); *Chronik der Versuche, ein Märchenerzähler zu werden,* Erzählungen (Beltz 1979); *Innenhof.* Zusammen mit Johann Kräftner (Niederösterreichisches Pressehaus 1979); *Das Lächeln des Jungen. 59 Gedichte.* (Residenz 1979); *Regentagstheorie. 59 Gedichte.* (Residenz 1979); *Das schnelle Glück. Roman* (Residenz 1980) – Auch in: *Wer war Edgar Allan? Von Hier nach Dort. Das schnelle Glück. Drei Romane.* (Klett-Cotta 1992); *Frühe Prosa,* (Residenz 1981) – Taschenbuchausgabe unter dem Titel: *Landstriche, Wege, Verstreutes.* (Rowohlt 1984); *Die Milchstraße. Sieben Bücher.* (Residenz 1981); *Versuch, die Natur zu kritisieren. Essays.* (Residenz 1982); *Reise ohne Ende. Aufzeichnungsbücher.* (Suhrkamp 1983); *Komödie* (Residenz 1984); *Mann & Frau* (Residenz 1984); *Franz und ich. Erzählungen und Essays.* (Reclam 1985); *15000 Seelen. Roman.* (Residenz 1985); *Die Wolken* (Residenz 1986); *Der Aufstand* (Residenz 1987); *Unser Landschaftsbericht* (Residenz 1988) – Taschenbuchausgabe zusammen mit *Der Aufstand* (Fischer 1990); *Rebus. Roman.* (Klett-Cotta 1990); *Aus den Aufzeichnungsbüchern* (Klett-Cotta 1991); *Der Mann, der sterben wollte samt einer Geschichte von früher.* (Klett-Cotta 1991); *Fliegende Pfeile. Aus den Reiseaufzeichnungen.* (Klett-Cotta 1993); *Beiträge zu einer Poesie in der Zukunft. Grazer Poetikvorlesungen* (Droschl 1995); *Persona. Roman.* (Klett-Cotta 1995); *Frühe Prosa.* (Klett-Cotta 1995); *Kurzer Regentag. Aufzeichnungen.* Japanisch und deutsch. (folio, 1997); *Verzauberung. Vier Texte.* (Verlag der Autoren 1997); *Naturverstrickt.* Essays samt einem Duett mit Redmond O'Hanlon. (Sonderzahl 1998); *Viel früher. Gedichte* (Droschl 1998); *Basic Rosei.* Hg. von Walter Vogl. (Sonderzahl 2000); *Liebe & Tod. Roman.* (Deuticke 2000); *St. Petersburg, Paris, Tokyo ... Reisefeuilletons.* (Sonderzahl 2000); *Album von der traurigen und glücksstrahlenden Reise* (Droschl 2002); *Wien Metropolis. Roman.* (Klett-Cotta 2005). Hörspiele und Theaterstücke sind gesammelt in: *Dramatisches* (Sonderzahl 2002) und *Dramatisches 2* (Sonderzahl 2004). ÜBERSETZUNGEN: Michaelangelo Antonioni: *Zabriskie Point.* Übersetzung unter Mitarbeit von Christa Pock. (Suhrkamp 1985); Anonimo Triestino: *Das Geheimnis.* Aus dem Italienischen zusammen mit Christa Pock. (Residenz 1988)

HERAUSGABE VON: Adalbert Stifter: *Kalkstein. Der Kuß von Sentze. Erzählungen.* (Residenz 1974)



Thomas Rothschild

Wer ist Peter Rosei?

Anmerkungen zu einem bedeutenden österreichischen Schriftsteller

Spätestens seit *Caché* hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Michael Haneke nicht nur innerhalb des österreichischen Films, sondern im internationalen Maßstab zu den ganz großen Regisseuren unserer Gegenwart gehört. Zu einer Zeit aber, als sein Name noch keineswegs geläufig war, drehte er fürs Fernsehen einen Film, der über das in diesem Medium Gebräuchliche weit hinausging: *Wer war Edgar Allan?* Es handelt sich um eine Literaturverfilmung, die wiederum all die schulmeisterlichen Unarten vermied, die bei Fernsehverfilmungen von Literatur üblich waren und sind. Die Vorlage aber zu diesem filmisch exzellenten Kunstwerk stammt von Peter Rosei.

An dieser Stelle sei mir ein persönliches Bekenntnis gestattet: *Wer war Edgar Allan?* gehört zu meinen Lieblingsbüchern der österreichischen Nachkriegsliteratur. Die Souveränität, mit der Rosei verschiedene Gattungen mischt, wie er den literarischen Anspruch von Komplexität und sprachlicher Präzision mit publikumswirksamer Spannung verbindet, wie er den Leser bis zuletzt zweifeln lässt, ob er es mit den Visionen eines Drogensüchtigen oder mit einer (fiktiven, versteht sich) Realität zu tun hat, ist bis heute beeindruckend. Es gibt zudem wenig Texte, die das literarisch ausgebeutete Venedig so suggestiv beschwören wie eben dieser.

Wer war Edgar Allan? steht da wie ein Monolith in der Landschaft der österreichischen Literatur der siebziger Jahre. Literaturhistoriker

Steht da wie ein Monolith in der Landschaft der österreichischen Literatur der siebziger Jahre.

lieben Klassifikationen. Sie erliegen immer wieder jenem Drang, der noch sehr viel stärker die popularisierenden Medien, die Feuilletons der Zeitungen und die Kulturmagazine von Hörfunk und Fernsehen, beherrscht: komplexe Verhältnisse auf »Trends« reduzieren zu wollen. Peter Rosei lässt sich – darin allenfalls mit Helmut Eisendle, Gert Jonke und Marie-Thérèse Kerschbaumer vergleichbar – in keine der für die österreichische Literatur gängigen Einteilungen einordnen. Er gehört keiner Gruppierung an, hat weder mit der Wiener Gruppe, noch mit Graz, noch mit den Nachahmern von Thomas Bernhard mehr zu tun, als dass er mit ihnen die Heimat und – jedenfalls partiell – die Zeitgenossenschaft teilt. Mehr noch: Peter Rosei ist nicht einmal mit sich selbst verwandt. Sein mittlerweile umfangreiches Werk ist weniger homogen als das vieler seiner Generationskollegen. Einen Personalstil kann man ihm nur bedingt attestieren. Er scheint sich immer wieder

auf der Suche nach neuen Möglichkeiten des Erzählens zu befinden, als befürchte er, ein Plagiator seiner selbst zu werden. Als Experimentalautor im engeren Sinne darf man ihn wohl nicht bezeichnen. Wenn »Experiment« aber bedeutet, dass man unbegangene Wege geht, dass man neue Erfahrungen ausprobiert, dann ist Peter Rosei durchaus ein experimentierender Schriftsteller. Er spielt in seinen Texten Möglichkeiten durch, sprachliche, gattungsmäßige und solche des Sujets. Er hat nicht, wie es jargonhaft heißt, »eine Masche«, sondern riskiert mit jedem neuen Buch ein Ungewisses, das in Erfolg oder auch in Enttäuschung münden kann.

Und das in rascher Folge. Peter Rosei gehört zu den produktivsten deutschsprachigen Schriftstellern seiner Generation. Warum er nicht in dem Ausmaß wahrgenommen wird, wie er es verdiente, lässt sich nur mutmaßen. Vielleicht liegt es daran, dass seine Bücher, seit er, wie manche andere österreichische Autoren, den Residenz Verlag verlassen hat, vorwiegend bei Klett-Cotta, einem Verlag mit exquisitem, jedoch schmalem belletristischen Programm, veröffentlicht, wo seine Bücher zwar in schöner Ausstattung, aber von den Feuilletons sparsam gewürdigt erscheinen. Immerhin soll erwähnt werden, dass Klett-Cotta auch die frühen Bücher Roseis neu herausgegeben und so – leider keineswegs eine Selbstverständlichkeit – in den Katalogen des Buchhandels aufbewahrt hat. Der Google-Test ergibt: 130000 Fundstellen für Elfriede

Jelinek, 89500 für Robert Menasse, 56000 für Robert Schindel, 382000 für Christine Nöstlinger, 35300 für Peter Rosei. Es wäre eine Untersuchung wert, welche österreichischen Autorinnen und Autoren nach 1945 in wel-

chem Ausmaß und aus welchen Gründen in den Medien und auch in literaturwissenschaftlichen Arbeiten präsent sind und welche marginalisiert werden.

Einem unbefangenen Leser käme kaum in den Sinn, dass das formalistische *Von Hier nach Dort* von 1978 vom selben Autor stammt wie die atmosphärisch dichte Poe-Beschwörung *Wer war Edgar Allan?*. In den achtziger Jahren arbeitete Rosei an fünf wiederum sehr unterschiedlichen Büchern, die nach seinem Willen zusammen eine Art »Flügelaltar« bilden sollen. Verschiedene Perspektiven ergänzen sich da gegenseitig. In der neuen Neuen Sachlichkeit des studierten Juristen kommt der Syntax, dem Rhythmus, der Melodie der Sprache ebenso viel Gewicht zu wie der Semantik. Rosei versteht es, der Sprache ihre Autonomie zu bewahren und zugleich eine atmosphärisch dichte Stimmung zu erzeugen, die gelegentlich an Antonionis Filme erinnert. Roseis



Texte dementieren die Möglichkeit des Idylls, und die Sprache nimmt das Dementi des berichteten Scheins vorweg, noch ehe es zum Thema wird. Es ist die Reibung zwischen dem, was gesagt, und dem, wie es gesagt wird, was die Aussage dieser Texte bestimmt.

Nennen wir einige von Roseis Titeln: *Das schnelle Glück* (1980), *Die Milchstraße* (1981), *Komödie* (1984), *15 000 Seelen* (1985), *Die Wolken* (1986), *Der Aufstand* (1987), *Rebus* (1990), *Persona* (1995). Fast ein Geheimtipp ist der Lyriker Peter Rosei. Schon wahr, auf diesem Gebiet ist er weit weniger fleißig als auf dem der Erzählprosa. Aber auch Roseis Gedichte zeichnen sich durch formale und thematische Vielfalt aus, durch die fast trotzig Verweigerung einer unverwechselbaren »Handschrift«. Übrigens: auch als Dramatiker hat sich Peter Rosei versucht.

Verharren wir ein wenig beim Roman *Liebe & Tod* aus dem Jahr 2000. Er enthält sieben Erzählungen, von denen zwei den gleichen Titel tragen. Sie lesen sich wie Entwürfe zu umfangreicheren Werken und lassen auf den ersten Blick keinen Zusammenhang erkennen – ein Prinzip, das Rosei auch in *Rebus* befolgt hat. Sie unterscheiden sich stofflich, stilistisch, in der Erzählhaltung von einander.

In der ersten Erzählung ist das Gerüst von an moritatenhafte Muster grenzender Einfachheit. Aber das täuscht. Ins literarisch Banale und stofflich Alltägliche ragt, gespenstisch in seiner Beiläufigkeit, die Geschichte des zu Ende gegangenen Jahrhunderts. Der zweite Text führt nach Guatemala und gleichzeitig in die Träume eines offenbar österreichischen Erzählers. Er möchte eine Geschichte erfinden, doch andere Geschichten kommen ihm ständig dazwischen. Das Erzählen reflektiert sich selbst und beweist im Scheitern der Reflexion die Kraft einer sich verselbständigenden Erzählung. In dieser Erzählung findet sich auch ein Satz, den man als poetisches Credo Roseis verstehen kann: »Ich möchte die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, daß wir dauernd getäuscht werden, oder uns täuschen, daß da ein Spiel stattfindet, dessen Opfer wir jedenfalls werden.«

Die dritte Erzählung kehrt zurück nach Wien, zu den Geschwistern Buresch und ihrem Vater, dem »alten Buresch«. Und allmählich merkt man, wie im wiederum völlig anderen Kontext einzelne Motive aus den vorausgegangenen Texten auftauchen, andeutungsweise, wie eine Erinnerung, die gerade in ihrer Verschwommenheit Gewicht erlangt. So geht das weiter im Buch, bis ans Ende. Ist es Selbstironie, wenn P.R. auf dem Umschlag seines Buchs *Liebe & Tod* als »ein Hauptwerk« bezeichnet? Oder macht er sich schon im Voraus über seine Interpreten lustig? Dafür spräche, dass er, was auf dem Titelblatt als Roman angekündigt wird, in den acht Zeilen dieser Notiz als »eine Art Tagebuch der neunziger Jahre«, als »Erzählung dieser Jahre«, als »Oper«, als »großes, tragisches Gedicht« sowie als »Poem« im russischen Verständnis kategorisiert.

Peter Rosei ist als Essayist und Interpret seiner eigenen belletristischen Werke nicht weniger anregend als mit diesen Werken selbst. In seiner Grazer Poetikvorlesung erklärt er: »Notiz- und Aufzeichnungsbücher haben meine eigentliche dichterische Arbeit ständig begleitet.« Dabei ist die Mitteilung ebenso bemerkenswert wie das Wörtchen »eigentlich«, das die Abfassung der Notiz- und Aufzeichnungsbücher – wie ich meine: zu Unrecht – zu uneigentlich dichterischer Arbeit degradiert. Oft sind die Aufzeichnungen auf Reisen entstanden und geben so Auskunft über die Welt und über das auf sie reagierende Subjekt des Autors. So etwa im *Album von der traurigen und glücksstrahlenden Reise*. In einer stellenweise poetischen, dann wieder nüchternen Sprache wechseln die Texte zwischen Fragmenten von Reisebe-

schreibungen, Reflexionen über die Soziologie des Reisens, aphoristischen Statements, die zu weiteren Erwägungen Anlass bieten.

Die Subjektivität, die der Gattung des Essays eignet, instrumentalisiert Rosei, um unvermittelt überzugehen zu verallgemeinerbaren Themen. Das Thema »Reise« öffnet Perspektiven in angrenzende Bereiche: die Veränderung der Welt durch technische Medien, das Verschwinden von Fremdheit, das Verhältnis von Erfahrung (im übertragenen wie im buchstäblichen Sinne) und Imagination, die schwindenden Grenzen zwischen Liebe, Sex und Pornographie, auch das Wesen von Literatur. Rosei holt sich sein Material aus sehr unterschiedlichen Quellen, wie ein Reisender inkompatible Eindrücke verarbeiten muss und bisweilen zu einem wirren Konglomerat vermanscht, das in der Erinnerung eine ganz neue Qualität annehmen kann.

Mit seinem bislang letzten Roman *Wien Metropolis* hat Peter Rosei im so genannten »Gedankenjahr«, in dem nicht nur Kluges gedacht wurde, für Österreich einen belletristischen Baedeker geliefert. Er beginnt im 8. Wiener Gemeindebezirk, unweit der Wohnung des amtierenden Bundespräsidenten, und führt, geleitet von einem unüberschaubaren Arsenal origineller Figuren, nicht nur durch verschiedene Stadtteile Wiens, sondern auch an andere Orte innerhalb und außerhalb Österreichs. »Eigentliche Dichtung« und Reiseaufzeichnung haben zueinander gefunden.

THOMAS ROTHSCHILD, * 1942 in Glasgow, Studium der Slawistik und Germanistik in Wien, Moskau und Prag. Lehrt seit 1971 als Literaturwissenschaftler an der Universität Stuttgart. Zuletzt erschienen: *Metropolen im Umbruch. Shanghai, Santiago de Chile, New York, Budapest, Moskau* (2002); *Das große Übel der Bourgeoisie* (2004); *Alles Lüge. Das Ende der Glaubwürdigkeit* (2006).



Die sog. Unsterblichkeit

... kann vielleicht dazu beitragen, die insgesamt Gestalt **Peter Roseis** besser ins Bild zu bekommen; gilt er doch für gewöhnlich als der große Reisende, der Nomade der österreichischen Literatur.

In diesen kleinen Schriften – sie stammen aus allen möglichen Lebensabschnitten – werden indes andere Reisen angetreten: Nicht entlegene Gegenden oder berühmte Metropolen werden aufgesucht, die Destinationen sind nicht auf geografischen Karten zu finden, sondern in den Atlanten der Freundschaft und der Geistesgeschichte (Roseis persönliches Dreigestirn: Kafka – Stifter – Wittgenstein), in den Karteikästen von Politik und Kultur – und die sogenannten Letzten Reisen gilt es schreibend zu begleiten.

Zwei Lebensfreundschaften sind durch den Tod beendet worden: Peter Rosei hat mit subtilen Annäherungen H. C. Artmann und Helmut Eisendle als Dichter und Freunde gewürdigt – und sie für uns Leser noch einmal ganz gegenwärtig gemacht.

Peter Rosei
Die sog. Unsterblichkeit
 Kleine Schriften
 144 Seiten, EUR 16,-
www.sonderzahl.at

Literaturprogramm der Alten Schmiede für Juni 2006

- 1. 6.** Donnerstag, 19.00 LQ Literarische Neuerscheinungen im Frühjahr 2006 – **Rückkehr in die vermeintlich vertraute Heimat, eine Zwischenwelt wiederkehrender Mordopfer**
DŽEVAD KARAHASAN (Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung 2004; Graz-Sarajevo) liest aus seinem neuen Roman **DER NÄCHTLICHE RAT** (Insel Verlag)
- 7. 6.** Mittwoch, 19.00 LQ **CLEMENS BERGER** (Wien) **Paul Beers Beweis** (Skarabäus) • **ELISABETH KOSCHAT** (Deutsch Wagram) **kurze Geschichten** (Manuskript) • **JOHANNES WEINBERGER** (Wien) **Hinter dem Sichtbaren/ Der Sturz** (Luftschacht) • **PAUL EISENKIRCHNER** (Wiener Neustadt) neue Gedichte
Reihe **Textvorstellungen** Lesungen, Textdiskussion Motto: **das sichtbare als hinterhält** Redaktion und Moderation: **FRIEDRICH HAHN**
- 8. 6.** Donnerstag, 19.00 LQ Literarische Neuerscheinungen im Frühjahr 2006 – **Konzepte und Geschichte(n) der Metro, Streifzüge mit der (Wiener) U-Bahn**
LUCAS CEJPEK (Wien) liest aus seinem neuen Buch **DICHTE ZUGFOLGE** (Edition Korrespondenzen) •
UTE WOLTRON (*Der Standard*) im anschließenden Gespräch mit dem Autor
- 12. 6.** Montag, 19.00 LQ Literarische Neuerscheinungen im Frühjahr 2006 – gemeinsame Veranstaltung mit dem Sonderzahl Verlag
forschende Streifzüge mit Freunden, durch Landstriche und Lebenszeiten, über ästhetische und gesellschaftspolitische Felder
PETER ROSEI (Wien) liest aus **DIE SOG. UNSTERBLICHKEIT. Kleine Schriften** • **THOMAS ROTHSCHILD** (Universität Stuttgart) verbindet Aspekte einzelner Texte mit den Generalthemen im Werk Peter Roseis
- 14. 6.** Mittwoch, 19.00 LQ **Erzählende Rekonstruktion von Besonderheit und Wert eines zeitlebens nicht besonders geschätzten Lebens**
RENATE WELSH (Wien) liest aus ihrem Roman **DIE SCHÖNE AUSSICHT** (dvtv premium, 2005)
- 19. 6.** Montag, 19.00 LQ Literarische Neuerscheinungen im Frühjahr 2006 – **Von der Fröhlichkeit im Schrecken** Lesung und Gespräch* mit dem Autor
FRED WANDER (Wien) **DAS GUTE LEBEN**. Erinnerungen (überarbeitete und erweiterte Ausgabe, Wallstein Verlag) •
ELISABETH REICHART führt durch den Roman * falls es der Gesundheitszustand des Autors zuläßt
- 20. 6.** Dienstag, 19.00 LQ **99.Treffen des club poétique – der Club aller von Dichtung Berührbaren** - mit der Grazer Autorinnen Autoren Versammlung
MARUŠA KRESE (Berlin, dtz. *Stadtschreiberin* in Graz) liest aus **SELBST DAS TESTAMENT GING VERLOREN** Gedichte (übersetzt von Klaus Detlef Olof, Edition Korrespondenzen, 2001) zweisprachige Lesung slowenisch-deutsch
20.00 **MICHAEL DONHAUSER** (Maienfeld – Wien; **Ernst Jandl Preis 2005**) liest aus
LQ **ICH HABE LANGE NICHT DOCH NUR AN DICH GEDACHT** Gedichte (Urs Engeler Editor, 2005)
- 22. 6.** Donnerstag, 19.00 LQ Literarische Neuerscheinungen im Frühjahr 2006 – **Leidensgeschichte&Skandalauferdeckung, Obdachlosen-, Liebes- & Schelmen-Roman**
JAN FAKTOR (Berlin) liest aus seinem Roman **SCHORNSTEIN** (ausgezeichnet mit dem **Alfred Döblin Preis 2005**; Kiepenheuer&Witsch)
- 26. 6.** Montag, 19.00 LQ Literarische Neuerscheinungen im Frühjahr 2006 – **Beobachtungen und erzählende Analytik in Lebensräumen I**
FRANZ E. KNEISL (Wien) liest in dem von ihm geplanten und umgebauten Literarischen Quartier aus seinem Buch
TAXI ZUM PARKPLATZ. Farben Spiele Prosaminaturen – in Zusammenarbeit mit dem Sonderzahl Verlag
20.15 Literarische Neuerscheinungen im Frühjahr 2006 – **Beobachtungen und erzählende Analytik in Lebensräumen II**
LQ **BERNHARD HÜTTENEGGER** (Wien) liest aus seinem Buch **WEG VON ALLEM. Reisen und Schreiben** (Kitab Verlag)
- 27. 6.** Dienstag, 19.00 LQ **SPINNEN, BIENEN, MENSCHEN – Labor über tierische Parallelwelten und poetische Sprache**
FRIEDRICH G. BARTH (Univ. Prof., Zoologisches Institut der Universität Wien, Abteilung Neurobiologie und Verhaltenswissenschaften) •
PETER BERZ (Kulturwissenschaftler, Humboldt-Universität Berlin, derzeit IFK Wien) • **MARCEL BEYER** (Schriftsteller, Dresden) • **CHRISTOPH HOFFMANN** (Wissenschaftshistoriker und Literaturwissenschaftler, Max Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin, dtz. IFK Wien) – mit freundlicher Unterstützung des **Max Planck Instituts für Wissenschaftsgeschichte Berlin**, als Baustein zu einem **Stadtinstitut für Literarische Forschungen**
- 29. 6.** Donnerstag, 19.00 LQ Literaturzeitschriften als unverzichtbare Plattformen und Schauplätze ästhetischer Positionierungen und literarischer Verständigungen
PERSPEKTIVE (Graz-Berlin): **konzepte für eine zeitgenössische literatur. eine revue:**
Vorstellung des gleichnamigen Bandes im Sonderzahl Verlag sowie aktueller Nummern der Zeitschrift - ein Abend mit
sylvia egger (köl), **ralf b. korte** (berlin), **ronald pohl** (wien), **helmut schranz** (graz/wien) und **robert steinle** (wien/budapest)

Musikprogramm Juni 2006

- 2. 6. Freitag, 19.00 LQ**
ELEKTRONISCHER FRÜHLING »inside/out« **Karlheinz Essl**, inside/out (2006) für Inside-Flute. Live-Elektronik und 4-Kanal-Klangprojektion.
Cordula Bösze (Inside), **Karlheinz Essl** (Computer, Live-Elektronik). **Gerald Resch** (Kurator, Moderation)
- 6. 6. Dienstag, 16.00 LQ**
FOCUS ARMENIEN (2) Werke von **Hovhanness, Oganessjan, Babadgianjan, Komitas und Berberjan**.
Iris Gerber, Bern (Klavier)
- 9. 6. Freitag, 19.00 LQ**
ELEKTRONISCHER FRÜHLING
André Dion (Paris, Lézignan): »Requiem: Les sept visions«
- 13. 6. Dienstag, 19.00 LQ**
ZU BELA BARTOKS 125. Geburtstag: Ungarische Volkslieder, Petite Suite, Fünf Lieder nach Gedichten von Endre Ady, Vier Klagelieder, Dorfszenen/Slowakische Volkslieder. **Enikő Butkai** (Sopran), **Christine David** (Klavier)
- 16. 6. Freitag, 19.00 LQ**
ELEKTRONISCHER FRÜHLING *Porträt Erin Chee* Werke für Stimme und Elektronik.
Erin Chee (Stimme, Elektronik), **Gerald Resch** (Kurator, Moderation)
- 21. 6. Mittwoch, 19.00 LQ**
ELEKTRONISCHER FRÜHLING Multimediales von und mit **Anita Maniscalco** (Wien) & **Stefano Busiello** (Neapel)
Dieter Kaufmann (Kurator)
- 23. 6. Freitag, 19.00 LQ**
ELEKTRONISCHER FRÜHLING *breitband* Kompositionen und Improvisationen.
Evi Reiter (Petzold-Subbass, Viola da Gamba) & **Ludwig Bekic** (Elektronik).
- 28. 6. Mittwoch, 19.00 LQ**
ELEKTRONISCHER FRÜHLING *Unerhört* Elektronik aus Österreich. Präsentation der gleichnamigen CD in Zusammenarbeit mit IGNM UND ELAK: **German Toro-Perez** (Kurator, Moderation)
- 30. 6. Freitag, 19.00 LQ**
DAS ANDERE ÖSTERREICH (1) Kompositionen von **Johannes Maria Staud, Heinz Karl Gruber, Thomas Pernes, Beat Furrer**. **Carol Morgan** (Klavier)

Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, A-1010 Wien, 0043 (1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at
Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

